

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sophia, Cronberg

Die Lilieninsel

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Guernsey 1923

Eben noch hatte das Lied der Brandung fröhlich und kraftvoll geklungen, nun mischte sich vom Himmel her ein dunkles Grollen in die Musik des Meeres. Wenn die Gischt gegen die Klippen spritzte, glich es einem böartigen Zischen. Nicht länger klangen die Schreie der Möwen wie ein Juchzen, als frohlockten sie über die letzten warmen Sonnenstrahlen des Jahres, sondern klagend und warnend zugleich. Auch der Himmel stand nicht mehr in einem kräftigen, herbstlichen Blau, das Reinheit, Weite und Freiheit verhiß, sondern war so schmutzig grau wie die unruhige See.

Die junge Frau beschleunigte ihren Schritt. Aus dem Spaziergang entlang des schmalen Küstenpfades war längst eine Flucht geworden. Jemand beobachtete sie, sie fühlte es ganz deutlich.

Noch war er hinter einem Gebüsch verborgen, doch je fahler das Licht wurde und je näher der Sturm kam, desto größer wurde sein Mut. Bald würde er sein Versteck verlassen und hinter einem der hohen Bäume hervortreten, bald würde er ihr nachschleichen, und wenn sie beginnen würde zu rennen, würde er es ihr gleich tun.

Der Wind blähte ihre Kleider, riss ihr Haar in sämtliche Himmelsrichtungen, kündete mit klagendem Pfeifen von Unheil.

Beeil dich ... lauf, so schnell du kannst ... bring dich in Sicherheit!

Doch wo sollte sie Zuflucht finden? Und vor allem: Bei wem?

Es gab doch niemanden auf der Welt, der sich schützend vor sie stellen würde ...

Die Möwen flogen flacher; einige von ihnen ließen sich auf den Wellen nieder und harrten schaukelnd des kommenden Unwetters.

Wie schön es wäre, dachte die junge Frau plötzlich, einfach die Flügel auszubreiten, wegzufiegen, alles hinter sich zu lassen – das Elend, die Not ... und vor allem das Rascheln im Gebüsch.

Aber sie konnte nicht fliegen, stolperte stattdessen über eine dornige Ranke, fiel zu Boden und spürte, wie sich spitze Steine und raue Wurzeln in ihre Handfläche gruben. Kurz übertönte ihr Schnaufen jeden anderen Laut, doch als sie den Atem anhielt, vernahm sie es wieder: dieses schleifende Geräusch, als würde jemand seinen Fuß hinter sich herziehen.

Wer immer dieses Wesen war, es kam näher ... immer näher.

Sie sprang auf. Wald, Meer, Klippen – nichts bot Zuflucht –, aber jetzt sah sie inmitten von Grau, dunklem Grün und Braun etwas Rötliches aufblitzen. Ein Dach.

Sie wusste, das Haus stand leer, niemand würde herbeieilen, wenn sie um Hilfe rief, aber sie konnte darin Unterschlupf finden, die Tür ebenso verschließen wie die Fensterläden, konnte den aufziehenden Sturm und Regen nach draußen verbannen ... und auch den geheimnisvollen Verfolger.

Ihre Stiefel scheuerten schmerzhaft an ihrer Ferse, als sie wieder zu rennen begann, der Druck auf der Brust – nicht nur von der ungewohnten Anstrengung, sondern von Beklommenheit, ja Panik rührend – nahm zu, und trotz des kühlen Windes brach ihr der Schweiß aus. Aber sie stolperte kein weiteres Mal, lief schneller, schüttelte ihren Verfolger ab – glaubte es zumindest, denn da waren keine Schritte mehr zu hören – und erreichte endlich das Haus.

Zum Glück stand die Tür weit offen. Sie fiel beinahe über die Schwelle, als sie hineinstürzte, sank, kaum dass sie im Inneren war, auf die dunklen Eichendielen, gönnte sich jedoch nur eine kurze

Pause, ehe sie wieder aufsprang. Als sie sich umdrehte, hätte sie schwören können, dass da schon jemand stand und sie nicht mehr rechtzeitig die Tür zuschlagen könnte. Doch nichts. Nur der Wind hatte sie die letzten Schritte über begleitet, zerrte an den Blumen im Vorgarten, riss ihre Blätter ebenso ab wie die schon welken Blüten und ließ sie nackt zurück.

Die junge Frau packte entschlossen die Klinke, zog die Tür zu und schob den Riegel vor. Der Wind schien ärgerlich aufzuheulen, als er durchs Gebälk fuhr, weil ihr die Flucht gelungen war, doch er konnte ihr nichts mehr anhaben.

Ihr Atem beruhigte sich, das Haar hing ihr zerzaust ins Gesicht. Sie machte sich nicht die Mühe, es zurückzustreichen, sondern eilte von Zimmer zu Zimmer, um sämtliche Fensterläden zu schließen.

Als sie fertig war, war nicht nur der Sturm nach draußen verbannt, sondern auch das letzte Abendlicht. Sie nahm nur die Konturen der Einrichtung wahr, dunklen, gedrungenen Gestalten gleich, unheimlich, aber nicht bedrohlich. Sie stöhnte, begann verspätet zu zittern.

Ich hätte ihr nicht trauen dürfen, dachte sie. Ich hätte wissen müssen, dass sie sich nicht an ihr Versprechen hält. Gewiss steckt *sie* dahinter. Sie hat jemanden auf mich gehetzt.

Nun, hier war sie fürs Erste sicher. Das dachte sie jedenfalls fünf Atemzüge lang. Dann vernahm sie ein Knarren. Es kam nicht vom Dachstuhl, sondern von der Treppe, wurde nicht vom röhrenden Wind verursacht, sondern von einem Gewicht, das sich langsam verlagerte – dem Gewicht von Schritten, die langsam die Treppe herunterkamen.

Noch hielt sie ihm den Rücken zugewandt, aber sie wusste: Wenn sie sich jetzt umdrehte, würde sie ihn sehen, ihren Verfolger. Oder nein: Er hatte sie ja gar nicht verfolgt, er hatte einfach hier gewartet.

Die unsichtbaren Augen, die sie auf sich ruhen wähnte, hatten

sie nicht von den Büschen her belauert, sondern vom Haus aus, und das bedeutete, dass sie ihm direkt in die Arme gelaufen war.

Sie sah sich nach einer Waffe um und griff nach dem erstbesten Gegenstand, der ihr in die Hände kam, ohne recht zu wissen, was es überhaupt war. Beinahe entglitt er ihren feuchten Händen, doch sie umklammerte dieses Ding energisch. Weiß traten ihre Fingerknöchel hervor.

Jetzt war sie dafür gerüstet, sich umzudrehen. Doch als sie es tat, erkannte sie, dass ihr diese Waffe nichts nutzen würde.

Sie blickte ihrem Mörder direkt ins Gesicht.

